

*Joanna
Trollope*

Die Zwillings schwestern

Two lemons are positioned diagonally across the cover. One lemon is in the upper right, and the other is in the lower left. The background is split diagonally from the bottom left to the top right, with a light pink color on the upper left and a light teal color on the lower right.

Weltbild

Lizzie und Frances sind Zwillingsschwestern. Äußerlich gleichen sie sich aufs Haar, doch ihre Leben könnten kaum verschiedener sein. Lizzie hat alles: Eine glückliche Ehe, vier Kinder, eine aufstrebende Karriere und ein großes Haus. Frances jedoch krebst in ihrem Single-Leben herum, stürzt sich von einem Männer-Unglück ins nächste. Doch dann lernt Frances plötzlich den aufregenden Spanier Luis kennen und folgt ihm ins wunderschöne Sevilla, statt mit Lizzies Familie Weihnachten zu feiern. Lizzie sieht ihre Seelenverwandtschaft auseinanderbrechen, und als auch noch finanzielle Probleme ihre Idylle bedrohen, stellt Lizzie sich plötzlich die Frage: Ist Frances vielleicht in Wirklichkeit diejenige, die alles hat?

Joanna Trollope

Die Zwillingsschwestern

Roman

Aus dem Englischen von Karin Kersten

Weltbild

Die Autorin

Joanna Trollope ist eine der erfolgreichsten Autorinnen Großbritanniens – ihre Romane stehen dort regelmäßig an der Spitze der Bestsellerlisten. Sie hat zwei Töchter und zwei Stiefsöhne und ist mittlerweile auch Großmutter geworden. Joanne Trollope lebt in London.

Die englische Originalausgabe erschien unter dem Titel A Spanish Lover.

Besuchen Sie uns im Internet:

www.weltbild.de

Genehmigte Lizenzausgabe © 2021 by Weltbild GmbH & Co. KG, Werner-von-Siemens-
Straße 1, 86159 Augsburg

Copyright der Originalausgabe © 1993 by Joanna Trollope

Copyright der deutschsprachigen Ausgabe © 2003 by Hoffmann und Campe Verlag,
München

Übersetzung: Karin Kersten

Covergestaltung: Atelier Seidel - Verlagsgrafik, Teising

Titelmotiv: iStockphoto

E-Book-Produktion: Datagroup int. SRL, Timisoara

ISBN 978-3-96377-953-4

Für L. C.

1. Teil

DEZEMBER

1. Kapitel

Irgendwer – wahrscheinlich eins von den Kindern, Robert hätte es nie gewagt – hatte ein Plakat am Pinnbrett in der Küche aufgehängt. Es war ein sehr kleines Plakat in Schwarz, Pink und Gelb, die unbeholfene Zeichnung einer Frau mit zerrauftem Haar, Hand in Flügel mit einem glotzügigen Truthahn, und unter der Zeichnung stand in eigenwilligen Lettern: »Frauen und Truthähne – gemeinsam gegen Weihnachten.«

»Ich würde sagen, er sollte so seine elf Kilo wiegen«, sagte Lizzie in den Telefonhörer. »Nein, ohne Innereien. Ist es denn auch ein frei laufender Truthahn?«

Sie blickte auf das Plakat und berührte unwillkürlich ihr Haar. Es schien in Ordnung zu sein.

»Himmel«, sagte sie zum Fleischer, »gleich so viel mehr!« Sie runzelte angestrengt die Stirn. War sie nun aufgefordert, etwas für die Befreiung der Truthähne zu tun, oder sollte sie nur weitere zehn Pfund in den unersättlichen Schlund namens Weihnachten werfen? »Also gut«, sagte sie, »frei laufend.« Sie stellte sich eine ganze Schar glücklich kollernder Truthähne in einem Obstgarten vor, wie sie in Kinderbüchern abgebildet waren. »Frei laufend, elf Kilo und entweder ich selbst oder mein Mann holen ihn am Montag ab. Ja«, sagte sie, »ja, ich weiß, dass es reichlich spät für eine Bestellung ist, Mr Moaby, aber wenn Sie das Haus hier hätten und vier Kinder und Weihnachten vor sich, ein Geschäft und über die Feiertage drei Gäste, dann wären Sie vermutlich auch reichlich spät dran.«

Sie legte den Hörer auf. Sie hätte nicht so mit ihm reden sollen. Mr Moaby stand jetzt seit einem Vierteljahrhundert in dem Fleischerladen, wie vor ihm sein Vater, und er hatte ein geistig behindertes Kind und schwer mit der immer bedrohlicheren Konkurrenz der Supermärkte zu kämpfen. Insgeheim hielt Mr Moaby von Weihnachten zweifellos ebenso wenig wie Frauen und Truthähne.

Lizzie durchquerte die Küche und musterte das Plakat. Es war nicht von Hand gezeichnet, sondern gedruckt. Garantiert hatte Harriet es gekauft, die dünne, schlaue, spottlustige Dreizehnjährige, die längst dahintergekommen sein musste, dass das Weihnachtsfest für ihre Mutter

zu einer Bedrohung geworden war, die ihr jede Vorfreude verdarb. Lizzie und Harriet hatten sich beim Frühstück gestritten. Sie stritten sich fast immer beim Frühstück und ihre Streitigkeiten endeten gewöhnlich damit, dass Harriet mit diesem aufreizenden, wissenden Lächeln zur Schule davonhüpfte, mit dem sie ihren drei jüngeren Brüdern zu verstehen gab, wie leid sie ihr taten, weil sie nur Jungen waren, die armen Trottel.

Harriet hatte Lizzie gefragt, ob sie heute in die Galerie ginge, die Galerie, die sie und Robert eröffnet hatten, als sie vor sechzehn Jahren nach Langworth gekommen waren. Lizzie hatte verneint.

»Und warum nicht?«

»Wegen Weihnachten.«

»Ach, du liebe Güte ...« Harriet hatte sich zurückgelehnt und die Augen darüber verdreht, dass jemand wegen so einer Lappalie wie Weihnachten seine eigentliche Arbeit vernachlässigen konnte.

Lizzie war der Kragen geplatzt. Sie hatte sich, entsetzt über sich selbst, loszeteren hören, was sie alles für Pflichten am Hals habe und wie wahnsinnig undankbar Harriet sei. Harriet hatte sie ungerührt beobachtet. Davy, der erst fünf war, hatte zu weinen begonnen und große runde Tränen waren sein unglückliches Gesicht hinabgekullert und hatten die Milch in seinem Napf mit Cocopops verwässert.

»Siehst du«, sagte Harriet zutiefst befriedigt, »jetzt hast du's geschafft, dass Davy weint.«

Lizzie hörte zu schreien auf und beugte sich über Davy, um die Arme um ihn zu legen.

»Mein Liebling ...«

»Weihnachten kommt gar nicht zu uns«, heulte Davy, »wenn du so bist!«

Harriet glitt von ihrem Stuhl.

»Ich gehe zu Heather«, sagte sie, »und schaue in der Galerie vorbei und sage Daddy, dass du nicht kommst.«

Lizzie biss sich auf die Lippen. »Bitte, bleib zu Hause, Harriet. Ich brauche dich. Es gibt so viel zu tun ...«

Harriet ließ einen endlosen, abgrundtiefen Seufzer hören, schleppte sich bühnenreif aus der Küche und knallte die Tür hinter sich zu.

Anschließend hatte Lizzie Davy zum Trost gefüttert, als wäre er noch ein Baby, dann hatte sie ihm und Sam aufgetragen, das Treppengeländer mit festlichen roten Bändern zu schmücken. Sam, der Achtjährige, fand es jedoch lustiger, die Bänder um sich selbst und Davy zu schlingen und das Gleiche mit dem sich sträubenden Kater zu probieren. Lizzie hatte sie sich selbst überlassen und war hinaufgegangen, um die Betten zu machen, den Stöpsel aus dem Waschbecken zu ziehen und für sich selbst eine Haarbürste und Ohrringe zu holen sowie die Liste, die sie am Abend zuvor für heute gemacht und irgendwo liegen gelassen hatte. Dann war sie wieder hinuntergegangen, um den Fleischer anzurufen, und jetzt hatte sie das Plakat entdeckt. Harriet musste es in der Viertelstunde aufgehängt haben, als Lizzie oben gewesen war. War das ein Zeichen des Bedauerns? Eine Geste der Solidarität? Lizzie sehnte sich nach solidarischer Verbundenheit mit Harriet, nach der verschwörerischen Vertraulichkeit zwischen Geschlechtsgenossinnen. Das hatte man nun davon, dass man die Hälfte eines Zwillingspaars war, dachte Lizzie, als sie zum Tisch mit seinem Frühstücksdurcheinander zurückkehrte: Es trieb einen dazu, sich an irgendeinen Menschen zu hängen, wenn die andere Hälfte nicht da war. Und Frances würde vor Heiligabend nicht kommen.

Robert und Lizzie hatten die Middleton Gallery anfangs in einem winzigen Laden in einer der winkligen Nebenstraßen von Langworth betrieben. Sie hatten einander auf der Kunsthochschule kennengelernt – Lizzie war Bildhauerin, Robert Grafiker – und waren unzertrennlich geworden. Im Büro der Galerie hing ein Foto von beiden aus jenen fernen Tagen: Robert mit einem ernsthaften Stirnrunzeln und Hosen mit Schlag und Lizzie – eine ganz andere, fast dürre Lizzie – in einem engen Pullover und Schuhen mit Plateausohlen, das Haar unter eine schlaffe Samtschirmmütze gestopft. Als sie die Galerie aufmachten, den Laden mieteten und die feuchte, baufällige Wohnung darüber, die mit dem Sammelsurium von Möbeln ausgestattet wurde, die ihre Eltern ihnen geschenkt hatten, waren sie nicht viel älter als auf dem Foto gewesen. Frances hatte damals ihre erste Stelle in London angetreten. Dreimal wöchentlich rief sie Lizzie an und kam mit exotischen großstädtischen

Schätzen wie silbergewirkten Strumpfhosen oder einer Papiertüte mit einer Avocado zu ihnen nach Langworth raus.

Robert besuchte die Abendschule in Bath und erlernte das Bilder-Rahmen. Lizzie gab widerstrebend ihren Bildhauerton zugunsten von Patchwork, Trockenblumen und nicht weiter aufregenden, aber gerade sehr gefragten Fichtenholzmöbeln auf, die sie, eine langwierige Prozedur, mit Bienenwachs bearbeitete. Sie entdeckten, dass sie beide eine geschäftliche Ader hatten. Als Harriet geboren wurde, das war 1978, lief der ursprüngliche Laden, der mittlerweile aussah wie die perfekte Siebzigerjahrefantasie eines ländlichen angelsächsischen Idylls – geblünte Baumwollstoffe, naive Aquarelle, Steingutöpfe und Holzlöffel, wohin das Auge blickte – ungeheuer gut und platzte bereits aus allen Nähten. Mithilfe eines Darlehens von Lizzies Vater William und eines weiteren von der Bank zog die Middleton Gallery in ein ehemaliges Blumengeschäft in der High Street von Langworth um, dessen Schaufenster von einem hübschen Säulenportal aus weiß lackiertem viktorianischen Schmiedeeisen überdacht war.

Frances hatte den neuen Laden auf der Stelle sehen wollen. Lizzie war zum Bahnhof von Bath getuckert, um sie mit ihrem smaragdgrünen Citroen 2 CV abzuholen, der zu einem vertrauten Anblick in den Straßen von Langworth geworden war, und hatte sie mit einer Mischung aus stolzer Freude und banger Erwartung zur Galerie gefahren. Während sie Frances' Gesicht beobachtete, als die sich die Galerie anschaute, die bleichen, frisch abgezogenen und gewachsenen Dielenböden, die romantischen Lichtinseln der Punktstrahler, die frisch gebeizten und lackierten Regalbretter, die auf Kasserolen und Kissen und Kerzenhalter und Keramikkrüge warteten, fühlte Lizzie, angesichts dessen, was sie und Robert da vorhatten, eine unbezähmbare Freude in sich aufsteigen. Doch gleichzeitig empfand sie aufgrund ihrer tiefen seelischen Verbundenheit mit Frances eine Aufwallung von Schmerz, Schmerz um Frances, die den lieben langen Tag in irgendeinem mittelmäßigen Reisebüro schuftete, um abends in eine schäbige Wohnung in Battersea zurückzukehren, die sie mit einem Mädchen teilte, das sie zwar ganz nett fand, aber mehr auch nicht. Und dann war da noch Nicholas, der ruhige, zurückhaltende, unauffällige Nicholas, der

so ganz anders war als Robert und, fand Lizzie, so überhaupt nicht der passende Mann für Frances. »Wir wollen Kelims importieren«, sagte Lizzie, »und sie hier auf Holzstäben an die Wand hängen. Rob hat einen Freund, der uns mit herrlichen getrockneten Sachen aus Afrika versorgen kann, Samenkapseln und Schoten und so was.«

»Was sind denn Kelims?«, fragte Frances. Sie starrte die weiß getünchte Ziegelwand an, an der die Brücken hängen sollten.

»Teppiche«, sagte Lizzie. Sie beobachtete Frances. Ob sie ihr wohl angesichts dieser ganzen Pracht und der verheißungsvollen Aussichten, die sich ihr und Robert boten, auch das andere noch sagen konnte? Frances wandte sich ihr zu.

»Teppiche«, sagte sie, »als Wandbehang. Wie hübsch. Du bist wieder schwanger, stimmt's?«

»Ja«, sagte Lizzie und hatte das Gefühl, gleich weinen zu müssen. »Ja, das stimmt.«

Frances umarmte sie.

»Ich freue mich«, sagte sie. »Ich freue mich sehr.«

Sie war mit Alistair schwanger gewesen. Er hätte ein Zwilling sein sollen – Lizzie wünschte sich sehnlichst Zwillinge –, doch sein Bruder starb bei der Geburt. Frances war sofort gekommen, fast schon, ehe sie überhaupt wusste, dass dazu irgendeine Veranlassung bestand, und drei Wochen geblieben; ihren ganzen restlichen Urlaub hatte sie aufgebraucht. Frances war zwar ein hoffnungsloser Fall gewesen, was den Umgang mit Alistair betraf, erinnerte sich Lizzie, linkisch und gehemmt, als wäre ein Baby etwas ihr völlig Fremdes, doch was alles andere anging, das Haus und die unerbittliche kleine Harriet – »Warum muss denn ein Baby da sein?« –, Rob, die Galerie, hatte sie sich einfach großartig verhalten. Lizzie war zusammengeklappt, als Frances nach London zurückkehrte, so unfähig und unvollständig hatte sie sich gefühlt.

»Vielleicht hätte ich euch ja beide heiraten sollen«, hatte Robert gemeint, als er an ihrem Bett auf sie niederblickte, während sie einen unersättlichen Alistair stillte. »Mal abgesehen davon, dass ich mich auch in tausend Jahren nicht in Frances verlieben könnte. Ist das nicht seltsam? Bei aller Ähnlichkeit mit dir, da fehlt der entscheidende Funke.«

Schon bald darauf war der ruhige Nicholas ebenfalls zu dem Schluss gelangt, dass der entscheidende Funke fehlte, und hatte sich zurückgezogen.

»Selbstverständlich bin ich traurig«, hatte Frances gesagt, »vor allem aber enttäuscht. Von mir selbst, meine ich.«

Lizzie flehte, ohne sich an eine konkrete Instanz zu richten, zum Himmel, dass der richtige Mann für Frances auftauchen möge. Er würde groß sein müssen (wie Rob) und attraktiv (wie Rob), doch nicht so sanftmütig oder künstlerisch begabt wie er, weil Lizzie sonst womöglich anfang, Vergleiche zwischen Frances' Mann und ihrem eigenen anzustellen, und eine Ahnung sagte ihr, dass das keinem guttäte.

Frances löste das Problem, indem sie sich erst in einen Architekten, dann in einen Schauspieler und schließlich, katastrophalerweise, in den Freund des Mädchens verliebte, mit dem sie die Wohnung teilte.

Unterdessen blühte und gedieh die Middleton Gallery, veranstaltete jährlich drei Ausstellungen, eröffnete im oberen Stockwerk ein Naturkostcafé, zahlte beide Darlehen zurück und machte Gewinn. Lizzie kümmerte sich, zwischen der Niederkunft erst mit Sam und dann mit Davy, um die Warenbeschaffung für die Galerie und um ihre Umzüge.

Sie zogen in sechzehn Jahren viermal um, von der anfänglichen Wohnung in ein Cottage aus dem 18. Jahrhundert – eine ehemalige Teestube, die den Duft von warmem Teegebäck niemals wieder losgeworden war –, von dort in eine viktorianische Villa und schließlich nach The Grange.

The Grange war im späten 18. Jahrhundert eines von Langworths besten Häusern gewesen und hatte eine klar gegliederte, schmucke Backsteinfassade und ein Giebelportal. Es hatte zur damaligen Zeit inmitten einer entsprechend großzügigen Gartenanlage gestanden: Von der Straße zur Haustür hatte ein Kiesweg geführt und dahinter hatten sich die sanft gewellten Rasenflächen bis hin zum von einer Mauer umgebenen Gemüsegarten erstreckt. Mittlerweile wirkte das Haus, nachdem zunächst die Viktorianer es um einen ganzen Rattenschwanz von hinteren Anbauten erweitert hatten und ihm dann, der modernen Wohnraumnot zufolge, von allen Seiten die Neubauten auf den Pelz gerückt waren, wie ein ramponierter alter Ozeandampfer, der in einem

sehr kleinen Hafen gestrandet war. Die Häuser von wohlhabenden Geschäftsleuten mit malerischen Namensschildern und bizarrer Architektur füllten den Gemüsegarten aus und die Hälfte der Rasenfläche war längst unter einer Straße namens Tannery Lane verschwunden, zur Erinnerung an die Gerberei, die im 19. Jahrhundert fünfzig Jahre lang die Straßen von Langworth mit beißendem Geruch erfüllt hatte. Was vom Garten übrig geblieben war, war jedoch, so fanden Lizzie und Rob, mehr als groß genug für Cricket, Fahrräder, Zeltplätze und Balgereien. Das Innere des Hauses selbst bot genügend Platz für alles und jedes. Als sie die hellen, schön proportionierten Zimmer besichtigten, die in ihrer ursprünglichen Form erhalten waren, die geschwungene Treppe, das viktorianische Gestoppel hintendran, das sich mithilfe eines Durchbruchs in eine großartige Wohnküche verwandeln ließ, und sich das Ganze in terrakottafarbenem und dunkelblauem und chinesischgelbem Anstrich vorstellten, hatten Robert und Lizzie den Eindruck, dass The Grange ihrem Erfolg die Krone aufsetzen würde. Ein expandierendes Geschäft, ein angemessenes Haus (groß, aber nicht protzig), vier pfiffige, eigenwillige Kinder, ein wachsendes Ansehen am Ort – welch überaus wohlthuende Perspektive! Da er, in einer Mischung aus Stolz und Erstaunen, recht häufig darüber nachdachte, hingte Robert in seinem frisch renovierten Büro in der Galerie das Foto von sich und Lizzie als Studenten an die Wand, nur um sich vor Augen zu halten, wie weit sie es doch gebracht hatten.

Es war kurz vor Davys Taufe, als Frances sie zum ersten Mal überrascht hatte. Sie wohnten mittlerweile seit einem Jahr in The Grange und das halbe Haus war in den üppigen, starken Farben gestrichen, die Lizzie so liebte. Das Treppenhaus gelb und weiß, das Wohnzimmer dunkelgrün, die vergrößerte Küche blau, rostrot und cremefarben.

»Warum wird Davy denn getauft?«, hatte Frances gefragt. »Die anderen sind doch alle nicht getauft.«

»Ich habe einfach das Bedürfnis, ihn taufen zu lassen. Rob auch. Wir bedauern jetzt, dass wir die anderen nicht auch haben taufen lassen. Es scheint irgendwie – irgendwie mehr Tradition zu vermitteln ...«

Frances schaute ihre Schwester an. Dann betrachtete sie die Küche: die

zum sonnigen Garten geöffnete Türe, die Fensterbänke mit den üppigen Duftgeranien und den Mini-Amphoren mit Petersilie, den flachen Korb mit Salatköpfen auf dem Tisch, die Flickenteppiche auf dem Dielenboden, den nagelneuen Kohleherd und den rustikalen, grün patinierten spanischen Kerzenhalter. Sie zwinkerte Lizzie zu.

»Pass nur auf, Liz. Du wirst allmählich eine furchtbar solide Bürgerin.«

»Wirklich?«

Frances wedelte mit dem Arm. »Sieh dir das doch alles an!«

Lizzie sagte, eine Spur defensiv: »So möchten wir es aber haben.«

»Ich weiß. Und nun möchtet ihr auch Davy taufen lassen.«

»Die Menschen ändern sich nun mal«, sagte Lizzie tapfer. »Das muss doch so sein. Es wäre doch Krampf, genauso sein zu wollen wie mit fünfundzwanzig.«

Frances ging zu dem Spiegel, der neben der offenen Tür hing, und öffnete den Mund.

»Was machst du denn da?«

»Ich sehe meine Zähne an.«

»Und warum?«

»Weil sie genauso aussehen wie immer. Die Sache ist die, dass ich mich nicht sehr anders fühle, ich habe nicht das Gefühl, mich verändert zu haben.«

»Nein. Na ja ...«

»Aber schließlich«, sagte Frances friedfertig und trat vom Spiegel zurück, »habe ich ja auch keinen Mann und vier Kinder, nicht?«

»Das wollte ich gar nicht sagen ...«

»Wollen wir nach oben gehen und Davy ansehen?«

Davy lag in seinem Kinderkörbchen mitten in Lizzies und Roberts Bett, verhüllt von Gittertüll wie ein Rollschinken im Speiseschrank. Die beiden Frauen spähten auf ihn hinab. Er schlief tief und fest, leise schnaufend, die rosigen Fingerchen zu winzigen Fäusten geballt. Lizzie hauchte ihn durch das Netz hindurch in sprachlosem Verlangen an. Frances fragte sich, wie er wohl reagieren würde, falls er die Augen aufmachte und sie sähe. Ob er schreien würde?

»Lizzie«, sagte sie.

»Ja«, sagte Lizzie, in die Anbetung Davys versunken. Frances richtete

sich auf und ging zu dem riesigen Kleiderschrank hinüber, der Lizzies Garderobe enthielt. In die Tür war ein ovaler Standspiegel eingelassen, ein Spiegel, der den milchigweichen Schimmer von altem Glas hatte.

»Ich möchte dir etwas erzählen.«

Lizzie kam und stellte sich neben ihre Schwester. Sie standen Seite an Seite und starrten ihr Spiegelbild an, zwei große englische Mädchen mit kräftigen Knochen, breitschultrig, langbeinig, mit dickem, fahlbraunem Haar, das halblang geschnitten war. Lizzie hatte einen Pony, Frances' Haar war so geschnitten, dass es, wenn sie den Kopf niederbeugte, in einer schweren Mähne zu einer Seite fiel, wie der Flügel eines Vogels.

»Wir sind nicht gerade strahlende Erscheinungen, wie?«

»Nein, aber ich finde, wir sind recht attraktiv. Ich finde, wir sehen interessant aus.«

»Für wen?« Lizzie schaute sie an.

»Was wolltest du mir denn erzählen?«

Frances neigte sich ihrem Spiegelbild zu. Sie leckte an ihrem Zeigefinger und fuhr damit erst über die eine und dann über die andere dunkle Augenbraue.

»Ich mache mich selbstständig.«

Lizzie starrte sie sprachlos an. »Das geht doch nicht!«

»Wieso soll das nicht gehen?«

»Frances«, sagte Lizzie und packte ihre Schwester beim Arm, »Frances, bitte denk doch mal vernünftig nach. Was weißt du denn davon, wie man ein Geschäft führt? Du warst doch immer angestellt, immer nur Angestellte ...«

»Genau«, sagte Frances, »und jetzt bin ich es leid.« Sanft entzog sie Lizzie ihren Arm.

»Und woher soll das Geld kommen?«

»Wo es immer herkommt«, sagte Frances. Sie zupfte an ihrem Hemdkragen, schob die Ärmel ihrer Strickjacke hoch, drehte sich um und betrachtete sich über die Schulter im Spiegel. »Ein Teil von der Bank und ein Teil von Dad.«

»Von Dad!«

»Ja. Er hat dir und Rob doch auch welches geliehen, nicht?«

»Ja, aber das war ...«

»Nein«, fiel Frances ihr ins Wort, »das war nichts anderes. Es ist genau dasselbe, nur dass ich es später und ganz allein mache.«

Lizzie schluckte. »Ja, natürlich.«

»Was gefällt dir denn daran nicht?«

Lizzie ging zu ihrem Bett zurück und setzte sich neben Davys Körbchen auf die Patchworkdecke, die eine Bäuerin aus der Gegend gemacht hatte, eine aus einer ganzen Reihe, die sich als Bestseller erwiesen hatte. Frances blieb, wo sie war, am Kleiderschrank, und lehnte den Rücken gegen das glatte, kalte Spiegelglas.

»Wir sind doch Zwillinge«, sagte Lizzie.

Frances senkte den Kopf und musterte ihre Füße, ihre zu großen Füße, die in guten, langweiligen, dunkelblauen Lederslippers steckten. Sie wusste genau, was Lizzie meinte. Wir sind doch Zwillinge, hatte Lizzie gesagt, also sind wir aus einem Stück, wir sind so etwas wie ein Ganzes, gemeinsam sind wir ein abgerundetes Wesen, doch wir sind wie zwei Teile eines Puzzles, wir müssen zusammenpassen, und damit das der Fall ist, können wir nicht die gleiche Gestalt haben.

»Du hast deine Familie«, sagte Frances. »Das ist schön. Ich finde es herrlich hier, dieses Haus ist auch ein Zuhause für mich und ich mag deine Kinder sehr. Ich missgönne dir nichts, das gehört zu unserer Abmachung. Doch es muss auch mir erlaubt sein, mich meinerseits ein wenig auszudehnen, wenn ich das brauche. Und ich brauche es. Es wird dein Geschäft nicht beeinträchtigen, wenn auch ich eins habe, es wird uns nichts wegnehmen, unserer Gemeinsamkeit.«

»Warum willst du das denn machen?«, fragte Lizzie.

»Weil ich zweiunddreißig bin und mich inzwischen gut genug im Reisegeschäft auskenne, um zu wissen, dass ich besser bin als viele der Leute, für die ich arbeite. Du möchtest Davy taufen lassen, weil du an einem bestimmten Punkt angelangt bist. Ich bin eben an einem anderen angelangt.«

Lizzie sah sie an. Sie erinnerte sich an ihren ersten gemeinsamen Tag in Moira Cresswells Vorschule, beide in grünen Baumwolloverall für den Malunterricht mit auf die Brust gesticktem »E. Shore« und »F. Shore« und das Haar straff zurückgebunden mit einem Haarband aus grünem Rips und Gummizug.

»Wir müssen ja nicht hierbleiben, wenn wir nicht wollen«, hatte Frances zu Lizzie gesagt, doch Lizzie hatte geahnt, dass das nicht stimmte. Schulen, selbst Vorschulen, hatten nun einmal diese Ausstrahlung der Unentrinnbarkeit. Sie hatte damals für Frances gelitten, als ihr das klar wurde.

»Welche Art von Geschäft soll es denn werden?«

Frances lächelte. Sie schob die Hände unter ihr Haar, hob es aus dem Nacken und ließ es wieder fallen.

»Urlaub einmal anders. Aufenthalte in winzigen Städten und versteckten Hotels und selbst in Privathäusern. Ich werde mit Italien anfangen, weil die Engländer nun mal diese Italienleidenschaft haben.«

»Und wie willst du es nennen?«

Frances begann zu lachen. Sie machte ein, zwei Tanzschritte und breitete dabei ihren Rock aus.

»Shore to Shore natürlich!«

Wie Davy, so war auch Shore to Shore binnen fünf Jahren unvorstellbar gewachsen. Es begann im Wohnzimmer der Wohnung in Battersea und die ersten Schritte waren noch sehr unsicher: zu wenig Kunden und zu viele Fehler. Dann erkannte Frances, dass sie jedes einzelne Bett, das ihre Kunden erwartete, inspizieren musste und so ging sie für vier Monate nach Italien und schlängelte sich in einem gemieteten Fiat, den sie als Büro, als Kleiderschrank und, manchmal, als Schlafzimmer benutzte, die Nebenstraßen der Toskana und Umbriens entlang. Ehe sie aufbrach, befürchtete sie, dass sich das Ganze nur wieder als das Klischee erweisen würde, das der gnadenlose englische Drang, vorübergehend die Fesseln eines kühlen Puritanismus abzustreifen und sich ein zivilisiertes Fest der Sinne zu genehmigen, längst zu Tode geritten hatte. Sie hätte sich jedoch keine Sorgen zu machen brauchen. Man mochte in tausend Romanen und Zeitungsartikeln darüber gelesen haben, man mochte es als üppigen romantischen Hintergrund in tausend Filmen gesehen haben, doch noch immer, so fand Frances, musste der Anblick jener Landschaft dem empfänglichen Gemüt einfach ein überschwängliches Vergnügen bereiten – der Anblick jener olivgrün und traubenblau gefärbten

Hänge, die von safrangelben Mauern und rostroten Dächern gesprenkelt waren und von denen hier und dort, genau an den richtigen Stellen, die kohlschwarzen Spindeln der Zypressen aufragten. Sie arbeitete kleine Reisen für ihre Kunden aus. Die eine führte durch die Weinberge, eine andere war für Maler oder Fotografen gedacht, wieder andere waren kleine Forschungsreisen auf den Spuren der Etrusker oder Piero della Francescas oder einer einst mächtigen, nunmehr erloschenen Familie wie der Medici. Sie verkaufte ihren Anteil an der Wohnung in Battersea an ein aufgewecktes Mädchen, einer Spezialistin für Warentermingeschäfte, und zog nach Norden, auf die andere Seite des Flusses in ein schmales Haus nur ein paar Schritte von der Fulham Road entfernt. Sie konnte sich nicht leisten, es zu kaufen, also mietete sie es, nutzte das Erdgeschoss als Geschäftshaus und wohnte im ersten Stock mit Aussicht auf den Kirschbaum des Nachbarn. Sie stellte eine Assistentin ein, dazu ein Mädchen, das das Telefon bediente und Botengänge machte, und investierte den letzten Rest ihrer Darlehen in die Anschaffung von Computern. Die Firma war noch keine vier Jahre alt, da hatten schon drei größere, gut eingeführte und bekanntere Unternehmen versucht sie aufzukaufen.

Lizzie war stolz auf ihre Schwester. Auf Frances' Bitte hin kam sie nach London und übernahm die Dekoration des Geschäfts im Erdgeschoss. Den Boden bedeckte sie mit Seegrasmatten und die Wände mit riesigen, verführerischen Fotos von Italien – Brot und Wein auf einem Eisentischchen in einer Loggia, im fernen Hintergrund eine Hügelstadt mit vielen Türmen, Pieros unendlich anrührende schwangere Madonna aus der Friedhofskapelle von Monterchi und ein schmuckes modernes Mädchen, das sorglos eine zeitlose, winklige Gasse heruntergeschlendert kam. Sie stellten eine italienische Kaffeemaschine auf und einen Minikühlschrank, in dem die blassgrünen Flaschen mit Frascati standen, der den Kunden offeriert werden sollte.

»Siehst du«, sagte Frances, »siehst du? Ich habe dir gesagt, es würde für uns beide nichts ändern. Ich hab's dir doch gesagt.«

»Ich hatte Angst«, sagte Lizzie.

»Ich weiß.«

»Ich schäme mich jetzt deshalb sehr, es sieht so selbstüchtig aus, aber

ich konnte gegen das Gefühl nicht an.«

»Ich weiß.«

»Und jetzt bin ich einfach nur stolz. Es ist großartig. Wie steht's mit den Buchungen?«

Frances streckte mit gekreuzten Fingern die Hände weg. »Ganz ordentlich.«

Das, so dachte Lizzie jetzt, war die einzige Missstimmung zwischen ihnen gewesen, das einzige Mal, dass es auf ihrem gemeinsamen Weg durchs Leben immerhin so etwas wie eine kurze Stockung gegeben hatte. Als sie jetzt daran zurückdachte, empfand Lizzie nicht nur immer noch so etwas wie einen Rest von Scham über ihren Mangel an Großzügigkeit, sondern auch Verwunderung. Wovor hatte sie nur Angst gehabt? Sie kannte Frances so gut, was hatte sie denn von einem Menschen zu befürchten gehabt, der fast sie selbst war, mit ihr aufs Innigste verbunden? Frances war schließlich von allen Menschen, die sie kannte, der am wenigsten neidische. Lizzie hoffte, und sie empfand dabei einen schmerzhaften kleinen Stich, dass sie nicht etwa neidisch gewesen war. Hatte sie, so befragte sie sich streng, Frances jemals jene Italienreisen geneidet, während sie selbst in Langworth blieb und sich um Sams Masern oder Alistairs Celloübungen kümmerte oder in ermüdenden Nachtsitzungen mit Robert über den Abrechnungen der Galerie saß? Nur für eine Sekunde, gestand sie sich ein, nur jene flüchtige Sekunde lang, wenn sie vor Erschöpfung unter so vielen Ansprüchen fast zusammenbrach, hätte sie ihr erfülltes häusliches Leben und ihre Tüchtigkeit gern gegen Frances' ungebundenes, doch einsames Leben eingetauscht. Denn daran bestand kein Zweifel, dachte Lizzie seufzend, während sie sich an den Küchentisch setzte und einen ihrer ewigen Blöcke heranholte, um den Essensplan für Weihnachten zu machen, Frances war einsam.

Jemand – eine betuchte Kundin der Galerie, die nichts unversucht ließ, um Lizzies Freundschaft zu erringen – hatte ihr ein amerikanisches Kochbuch geschenkt. Es hieß »Gut essen in schlechten Zeiten« und war von einer gewissen Enid R. Starbird verfasst. Lizzie schlug es aufs Geratewohl auf, weil sie sich davon ein paar preiswerte Ideen erhoffte,

wie man einen Haushalt von neun Personen – den sechs Middletons, Frances und den Shore-Eltern – vier Tage lang durchfüttern sollte. Robert hatte gestern Abend, in diesem schonungsvollen Ton, den er für schlechte Nachrichten reserviert hatte, erklärt, bislang sehe es so aus, als würden die Umsätze der Galerie in der Weihnachtszeit, statt wie gewöhnlich um zwanzig Prozent zu steigen, um zehn Prozent niedriger liegen. Sie hatten das allerdings schon vermutet und im Verlauf des letzten Jahres mehrfach über die Möglichkeit einer wirtschaftlichen Rezession gesprochen. Gestern Abend hatten sie es ein weiteres Mal getan.

»Das heißt also«, hatte Lizzie gesagt, »keine großen Sprünge zu Weihnachten.«

»Fürchte, ja.«

Lizzie blickte auf die aufgeschlagene Seite von Mrs Starbirds Buch nieder. »Nicht zu vergessen«, meinte Mrs Starbird guten Mutes, »die Kohlsuppen aus Südwestfrankreich. Ein Schweinskopf, ihr unerlässlicher Bestandteil, ist, wie Sie feststellen werden, gar nicht mal so schwer zu bekommen.«

Lizzie knallte das Buch zu, um das Bild eines vorwurfsvoll blickenden Schweinskopfs zu verscheuchen. Sie nahm sich ihren Block vor.

»Wüstchen«, schrieb sie rasch, »Goldbronze zum Sprühen, getrocknete Esskastanien, Süßigkeiten für die Strümpfe, Katzenfutter, Heftpflaster, großes Glas Pastetenfüllung, Briefmarken für Postkarten, Kleid von Reinigung abholen, Walnüsse.« Sie hörte auf, riss das Blatt ab und begann auf einem anderen von Neuem. »Gästebetten zurechtmachen, Weinvorräte prüfen, Geschenke zu Ende einwickeln, Kuchen dekorieren, Füllung vorbereiten, Hackfleischpasteten kontrollieren (genug?), Rob an Wein erinnern, Silber putzen (Alistair), Staubsaugen im Wohnzimmer (Sam), Stechpalme und Efeu schneiden (Davy und Harriet), Baum schmücken (alle), Girlande für Haustür machen (ich), Quiches für Weihnachtsfeier in Galerie (ich), Brandybutter (ich), das ganze Haus von oben bis unten putzen, ehe Mum es sieht (ich, ich, ich).«

»Hilfe«, schrieb Lizzie ans Ende der Liste, »Hilfe, Hilfe, Hilfe.«

Die Küchentür öffnete sich. Davy, der beim Frühstück vollständig und

adrett angezogen war und nun nur noch Socken, Unterhose und einen Polizeihelm aus Plastik trug, schob sich herein. Er sah schuldbewusst aus. Er kam zu Lizzie und lehnte sich an ihr Knie. Lizzie berührte ihn.

»Du bist ja eiskalt!«, sagte Lizzie. »Was hast du denn bloß gemacht?«

»Nichts«, sagte Davy, wie sein Umgang mit Sam es ihn gelehrt hatte.

»Und wo sind deine Sachen?«

»Im Bad.«

»Im Bad?«

»Die mussten gewaschen werden, weißt du«, sagte Davy im Ton einer vertraulichen Mitteilung.

»Sie waren doch heute Morgen noch sauber.«

Davy sagte fast träumerisch: »Die sind ein bisschen vollgeschrieben ...«

»Vollgeschrieben – vollgeschrieben womit?«

»Mit weißer Schrift«, sagte Davy, »Zahnpastaschrift.«

Lizzie stand auf. »Wo ist Sam?«

»Pimlott ist da«, sagte Davy. »Pimlott und Sam machen ein Superman-Camp.«

»Pimlott?«

Pimlott war Sams liebster Freund, ein zarter, bläulichblasser Junge mit wachen hellen Augen und dem Hang, sich zu verdrücken, wenn es brenzlich wurde.

»Hast du denn keinen Vornamen?«, hatte Lizzie ihn bei seinem ersten Besuch gefragt. Er hatte sie nur angestarrt. »Hat er nicht«, hatte Sam gesagt, »sie sagen einfach Pimmers zu ihm.«

»Wo bauen sie denn das Camp?«

»Das ist nicht schlimm«, sagte Davy und rückte seinen Helm zurecht, sodass nur noch sein Kinn darunter hervorsah. »Es ist nicht in deinem Zimmer, es ist nur im Gästezimmer.«

Lizzie schoss aus der Küche und die Treppe hinauf, an deren Fuß ein Spaghettigewirr von roten Bändern hing, das Geländer selbst war nackt.

»Sam!«, schrie Lizzie.

Aus der Ferne kam ein dumpfes Geräusch wie von einer Nähmaschine hinter geschlossenem Fenster.

»Sam!«, brüllte Lizzie. Sie riss die Tür des Gästezimmers auf. Der

Fußboden war übersät von Bettzeug und auf den Betten, Lizzies gehätschelten edwardianischen Messingbetten, für die sie mit so viel Liebe Bettwäsche aus derselben Zeit gesammelt hatte, sprangen Sam und Pimlott Trampolin und grunzten dabei vor Anstrengung.

»Sam!«, bellte Lizzie.

Sam erstarrte mitten in seinem letzten Sprung und schwebte wie festgenagelt auf halber Höhe in der Luft, ehe er steif und aufrecht auf der Matratze landete. Pimlott machte sich einfach unsichtbar, indem er schlangengleich vom Bett herunterglitt und darunter verschwand.

»Was machst du hier?«, schrie Lizzie. »Ich habe dir einen Auftrag erteilt und den hast du nicht erfüllt, und ich habe dir gesagt, dass Pimlott heute nicht herkommen kann oder jedenfalls erst, wenn du alles erledigt hast, was ich von dir will, und dieses Zimmer ist für dich tabu, wie du sehr wohl weißt, ich muss es für Granny und Grandpa hübsch zurechtmachen, und ich habe tausend Sachen zu erledigen, und du bist ein ungezogener, ungehorsamer, widerlicher kleiner Bengel ...«

Sam sank zu einem verdrießlichen Häufchen zusammen.

»'tschuldigung ...«

»Mum«, sagte eine Stimme.

Atemlos wandte Lizzie sich um. Alistair stand vor ihr, eine Tube Klebstoff in der einen und ein winziges graues Plastikteil von einem Modellflugzeug in der anderen Hand. Das eine Glas seiner Brille war mit etwas Kalkweißem verschmiert.

»Dad ist am Telefon«, sagte Alistair, »und kannst du danach mal kommen und mir dies Teil halten, weil meine Pinzette nicht klein genug ist, damit ich das letzte Stück vom Rumpf ankleben kann?«

Lizzie hastete über den Treppenabsatz zum Telefon neben ihrem und Robs Bett.

»Rob?«

»Lizzie, ich weiß, du steckst bis zum Hals in Arbeit, aber könntest du nicht doch kommen? Jenny ist nach Hause gegangen, weil sie sich scheußlich fühlte und scheußlich aussah, das arme Ding, und im Laden ist plötzlich schrecklich viel los ...«

»Nein.«

»Aber Liz ...«

»Nein, tut mir leid, wollte ich sagen, aber hier herrscht das komplette Chaos, und ich muss noch so viel machen ...«

»Ich weiß, ich weiß. Ich helfe dir heute Abend. Lass einfach alles, wie es ist.«

»Vor einer halben Stunde kann ich aber nicht da sein. Und ich werde Sam und Davy mitbringen müssen.«

»Okay«, sagte Robert. »Sobald du kannst.«

Lizzie legte auf und kehrte auf den Treppenabsatz zurück. Durch die offene Tür des Gästezimmers konnte sie Sam und Pimlott sehen, die das Bettzeug wieder auf die Betten häuften und dabei von Davy beobachtet wurden. Alistair wartete immer noch.

»Könntest du ...«

»Nein, könnte ich nicht«, sagte Lizzie. »Ich habe so viel zu tun, dass ich dem Wahnsinn nahe bin. Ich möchte, dass du das Silber putzt.«

»Das Silber putzen?«

»Ja«, sagte Lizzie. Sie ging ins Gästezimmer, trieb die drei Kinder hinaus und knallte die Tür zu. »Männer putzen Silber. Sie kochen auch und wechseln Windeln und gehen einkaufen. Was hingegen Frauen nicht tun, ist, ihre Zeit mit etwas derart Sinnlosem wie Modellflugzeugen zu vergeuden.«

»Mann, bist du sauer«, sagte Alistair.

»Geh nach Hause«, sagte Lizzie zu Pimlott, »geh bitte nach Hause und bleib dort bis nach Weihnachten.«

Er sah sie mit seinem hellen, unsteten Blick an, ohne die geringste Absicht, ihr zu gehorchen. Er hatte – außer, wenn es ihm gerade passte – noch nie im Leben irgendeinem Erwachsenen gehorcht.

»Und du«, sagte sie zu Sam, »du gehst und saugst Staub im Wohnzimmer, und Davy, geh jetzt und zieh dir was an und dann holst du Harriet. Ich brauche sie.«

»Ich bin hungrig«, sagte Sam.

»Das ist mir herzlich gleichgültig ...«

»Telefon!«, sagte Davy aufgeregt. »Telefon! Telefon!«

Alistair schlüpfte an seiner Mutter vorbei in ihr Schlafzimmer, um abzunehmen. Er sagte »Hallo?« statt »Langworth 4004«, wie sie und Robert es ihm aufgetragen hatten, und dann in herzlicherem Ton: »Tag,

Frances!«

Frances! Ihre Rettung! Lizzie eilte in ihr Schlafzimmer und streckte die Hand nach dem Hörer aus.

»Frances? Oh, Frances, Gott sei Dank bist du's, es ist heute Morgen einfach fürchterlich hier, das kannst du dir nicht vorstellen, das reinste Tollhaus. Ich würde liebend gern Prinz Albert und Charles Dickens und was weiß ich wen noch alles ermorden, weil sie einen solchen Albtraum aus Weihnachten gemacht haben ...«

»Ach du Arme«, sagte Frances. Ihre Stimme klang, wie üblich, gut gelaunt und herzlich.

»... und jetzt will Rob auch noch, dass ich in der Galerie helfe, und ich habe erst heute Morgen diesen elenden Truthahn bestellt ...«

»Ist das schlimm?«

»Nicht wirklich, außer dass ich nicht nachkomme mit allem. Ich hab die Lage nicht wirklich im Griff, was doch wahnsinnig ist bei den endlosen Weihnachtsfesten, die ich hinter mir habe ...«

»Ich weiß. Zu viele wahrscheinlich. Nächstes Jahr werde ich für dich ein Anti-Weihnachten veranstalten.«

»Als ob das möglich wäre! Was wird denn dann aus meinen grässlichen Kindern?«

»Ich übernehme sie.«

»Ach, Frances«, sagte Lizzie strahlend in den Hörer. »Ich kann gar nicht erwarten, dich zu sehen.«

»Lizzie ...«

»Wann kommst du? Ich weiß, du hast gesagt, erst Heiligabend, aber könntest du nicht schon morgen zumachen, am Wochenende, und bereits Sonntag herkommen?«

»Ja«, sagte Frances, »deswegen rufe ich an. Ich komme am Sonntag. Um euch eure Geschenke zu bringen.«

»Was?«

Am anderen Ende der Leitung trat eine kleine Pause ein und dann sagte Frances ganz locker: »Lizzie, ich rufe außerdem an, um dir zu sagen, dass ich dies Jahr Weihnachten nicht in Langworth sein werde. Deshalb komme ich schon am Sonntag. Ich bringe euch eure Geschenke, doch dann fahre ich wieder. Ich fahre ... ich fahre über Weihnachten weg.«

2. Kapitel

Als Barbara Shore erfahren hatte, dass sie Zwillinge bekommen würde, hatte sie kein Wort gesagt. Ihr Arzt, ein altmodischer, gemütlicher Landarzt, der seine Runden noch in einem ausgebeulten Anzug machte, dessen Innentaschen auf sinnreiche Weise so geschneidert waren, dass das gesamte Handwerkszeug seiner Zunft darin Platz hatte, glaubte, die Freude hätte ihr die Sprache verschlagen. Das wäre schließlich die angemessene Reaktion gewesen. Barbara hatte jedoch nach einer Weile lediglich gesagt: »Was für eine ungeheure Anmaßung«, und war dann nach Hause und dorthin gegangen, wohin sie sich in Krisenzeiten bevorzugt zurückzog: ins Bett.

Ihr Mann William kam nach seinem Arbeitstag als Geschichtslehrer an einer unbedeutenden Public School nach Hause und fand sie auf dem Bett vor.

»Es werden Zwillinge«, sagte sie. Es hörte sich anklagend an. Er setzte sich mit einiger Schwierigkeit auf die schlüpfrige, satinbezogene Steppdecke.

»Das ist ja großartig!«

»Für wen?«

»Für uns beide.« Er überlegte kurz und sagte dann strahlend zu ihr:

»Shakespeare hatte Zwillinge. Hamnet und Judith.«

»Ich will keine Zwillinge«, sagte Barbara überdeutlich, als spräche sie zu einem Schwerhörigen. »Ich möchte nur ein einziges Baby, auf keinen Fall zwei. Es ist furchtbar, ein Zwilling zu sein.«

»Ach ja?«

»Furchtbar«, sagte Barbara.

»Woher weißt du das denn?«

»So viel Fantasie habe ich«, sagte Barbara. »Ein Zwilling kann nie völlig er selbst sein, kann nie eine normale Beziehung zu anderen Menschen haben, kann nie völlig unabhängig sein.«

William stand auf, trat ans Fenster und schaute hinaus auf die herbstlichen Felder. Die Aussicht auf Zwillinge und die Fülle, die ein ganzer Armvoll Babys bedeutete, erfüllte ihn mit unsäglicher Freude.

»Die Amerikaner lieben Zwillinge«, sagte er, weil es ihm gerade einfiel.

»Da gibt's irgendwo sogar einen Ort namens Twinsburgh, in Ohio, wo man ...«

»Halt bloß die Klappe«, sagte Barbara.

»Wir nehmen ein Kindermädchen. Ich kaufe eine Waschmaschine.« Seine Augen füllten sich plötzlich mit Tränen, als ihn die Vorstellung überkam, dass sein Paar Babys bereits existierte, in Barbaras Körper, nur ein paar Schritte von ihm entfernt, vielleicht haselnussgroß. »Ich ... ich freue mich so.«

»Ja, du kannst dich freuen«, sagte Barbara.

William wandte sich vom Fenster ab und kehrte zum Bett zurück. Er sah Barbara an. Sie war die Tochter seines Rektors gewesen und nun war sie seine Frau. Er war sich nicht recht darüber im Klaren, wie dieser Übergang zustande gekommen war, und auch darüber nicht, wie er sich auf sein Gemüt ausgewirkt hatte, doch er wusste jetzt, als er auf Barbara hinabstarrte, die unbeschuhet und von Bitterkeit erfüllt in Rock und herbstlichem Pullover auf der Satinbettdecke lag, dass er tiefe Liebe und Dankbarkeit empfand, weil sie schwanger war. Er hätte die Hand gern auf den gesprenkelten Tweedstoff gelegt, dorthin, wo er ihren bislang noch flachen Bauch bedeckte, hielt sich jedoch zurück. Man schrieb schließlich 1952 und der Neue Mann, der an der Schwangerschaft ebenso teilnimmt wie an der Ankunft seines Kindes, war noch Zukunftsmusik. Stattdessen küsste William Barbara auf die Stirn.

»Du sollst alles haben, was du willst«, sagte William, »alles zu deiner Erleichterung. Ich mache dir eine Tasse Tee.«

Er ging in die Küche hinunter und putzte sich die Nase, weil seine Augen erneut voller Tränen zu sein schienen. Die Küche, cremefarben und ordentlich, war der schlagende Beweis für Barbaras furchterregende hausfrauliche Tüchtigkeit, nichts unaufgeräumt, nichts fettbeschmiert oder klebrig, nicht einmal eine einzige Fliege sumgte gegen die makellosen Fenster. Er trug den Teekessel zum Spülbecken und füllte ihn, zündete das Gas an und setzte den Kessel zum Kochen auf den zischenden Ring blauer und orangefarbener Flammen.

»Zwillinge«, sagte er zu sich selbst. Das Glück, der schiere gesegnete Umstand, dass es Zwillinge sein würden, erfüllte ihn mit ehrfürchtiger

Scheu. Womit hatte er das bloß verdient? Was hatte er eigentlich überhaupt je getan, um irgendetwas zu verdienen, als auf seine freundliche Art und Weise durchs Leben zu tappen, von einem Ereignis zum anderen und aus einer Situation in die nächste, als leitete ihn eine unsichtbare Hand? Selbst um den Krieg war er herumgekommen, da er zu jung gewesen war. Er war in der Sicherheit der Schule zurückgeblieben und hatte von der wahren, schrecklichen Natur des Krieges erst durch Männer erfahren, mit denen er studiert hatte, Männer, deren Ausbildung durch sechs Jahre Kampf unterbrochen worden war. William hatte sich damals beschämt gefühlt, wie er sich jetzt beschämt fühlte.

»Ich bin fünfundzwanzig«, sagte er in die leere Küche hinein, »und kurz nach meinem sechszwanzigsten Geburtstag werde ich Vater von Zwillingen sein.« Er verstummte und straffte die Schultern wie für die Nationalhymne. »Vater von Zwillingen.«

Barbara wollte in der Entbindungsklinik in Bath, in die sie zur Geburt der Zwillinge gegangen war, ihr Alter nicht verraten. Die Schwestern sollten nicht wissen, dass sie älter war als William, und außerdem war sie zu der Ansicht gelangt, dass dreißig ein peinliches Alter für eine Erstgebärende sei. So starrte sie einfach alle nur an, als man sie fragte, wie alt sie sei, und am Ende musste sie es ihnen aufschreiben und ihr wütender Blick hielt die Leute davon ab, das Datum laut vorzulesen. Die Zwillinge wurden stetig, langsam und schmerzhaft geboren. William, der danach mit einem Strauß Narzissen auf Zehenspitzen hereinkam, war erschrocken über Barbaras erschöpftes, graues Gesicht und den Ausdruck völliger Verausgabung.

»Ich freue mich so, dass es Mädchen sind«, flüsterte William. Er küsste Barbaras Hand. Sie packte ihn mit der anderen.

»Zwing mich nie wieder dazu.«

»Aber ...«

»Nie wieder«, sagte Barbara. »Du hast ja keine Ahnung. Ich dachte, es würde niemals mehr aufhören.«

»Ja, gut«, sagte William. Er brannte darauf, an die unfreundlich wirkenden Krankenhausbettchen an Barbaras Fußende zu treten und

hineinzuschauen, doch Barbara hielt ihn immer noch fest. Wenn sie nie wieder ein Kind haben wollte, bedeutete das, dass sie nie wieder ...? Hilfe, dachte William und schluckte. Ich darf doch jetzt nicht dran denken, das ist wirklich nicht der geeignete Augenblick, schrecklich egoistisch von mir, arme Barbara, völlig erschöpft, sie hat ja ganz recht, wenn sie sagt: Ja, du kannst dich freuen ...

»Ja, du kannst dich freuen«, sagte Barbara, »doch für mich kommt das überhaupt nicht infrage ...«

»Nein«, sagte William, »natürlich nicht. Ganz wie du möchtest.« Sie lockerte ihren Griff ein wenig.

»Schöne Blumen«, sagte sie und hörte sich schon normaler an. »Mutter hat grauenhafte Dinger geschickt. Sieh mal da drüben. Lila Chrysanthemen, genau das Richtige für eine Beerdigung. Wo hat sie die im Mai bloß aufgetrieben?«

»Ich gucke mir jetzt die Mädchen an«, sagte William.

»Sie sehen halbwegs intelligent aus«, sagte Barbara. »Gott sei Dank.« Auf William wirkten sie verletzlich und schön und das Gefühl, dass sie ihm gehörten, ließ ihm das Herz bis zum Hals schlagen. Er konnte nicht glauben, dass es sie wirklich gab. Er konnte nicht glauben, dass sie so winzig waren, so vollständig, dass sie überhaupt auf der Welt waren und nicht, kopfunter, Teil eines verworrenen, nur dunkel erahnten Arrangements in Barbaras Innerem.

»Oh«, sagte William. Hingerissen berührte er jede Wange mit dem Zeigefinger. »Oh, ich danke dir!«

Barbara lächelte beinah.

»Sie heißen Helena und Charlotte.«

William berührte seine Töchter erneut. Eine bewegte sich und sog mit einem winzig kleinen Mund die Luft ein.

»Nein, heißen sie nicht.«

Barbara, die durch die postnatalen Nähte daran gehindert wurde, sich aufzusetzen, hob gebieterisch den Kopf.

»Doch, so heißen sie. Das habe ich beschlossen. Charlotte und Helena.«

»Nein«, sagte William. Er richtete sich auf und schaute Barbara an, die ihn aus ihren blütenweißen Kissen anfunkelte. »An dem Tag, als du mir mitgeteilt hast, dass du Zwillinge bekommst, habe ich sie insgeheim

Frances und Elizabeth genannt. Ich wusste, dass es keine Jungen werden würden – frag mich nicht, woher, ich wusste es eben. Seit Monaten sind sie nun schon Elizabeth und Frances.«

»Aber ich mag den Namen Frances nicht.«

»Ich mag Barbara auch nicht besonders«, sagte William und setzte, ohne großen Nachdruck, nach einer Pause hinzu: »Als Namen, meine ich.«

Barbara öffnete den Mund und schloss ihn wieder. William wartete. Langsam ließ sie den Kopf wieder aufs Kissen zurücksinken und schloss die Augen.

»Meinetwegen.«

»Die hier ist Frances«, sagte William. »Die mit der größeren Nase.«

»Keine von beiden hat etwas vorzuweisen, das den Namen Nase verdient. Elizabeth ist die Ältere. Frances hat mir weitaus mehr Ärger gemacht, ich dachte, ich ...«

Die Tür öffnete sich. Eine Schwester steckte den Kopf herein. »Zeit fürs Fläschchen!«, sagte sie.

William kam unsinnigerweise der Gedanke an schwarze Bierflaschen, goldgelbe Apfelweinflaschen, grüne Ginflaschen ...

»Ich ernähre sie nämlich nicht«, sagte Barbara. »Ich meine ...« Sie zeigte auf die blauen Rüschen ihres Nylonnachthemds. »Ich meine, ich ernähre sie nicht selbst. Da weigere ich mich.«

»Ach so«, sagte William, der bis dahin noch keinen Gedanken an die Frage verschwendet hatte, wie Babys am Leben erhalten wurden.

»Und noch was ...«

»Ja?«

»Sowie ich das Bett verlassen kann, fahre ich nach London, in die Marie-Stopes-Klinik«, sagte Barbara laut, »damit für eine wirklich verlässliche Empfängnisverhütung gesorgt ist.«

Die Zwillinge waren anstrengende Babys, zu Koliken neigend und quengelig. William und Barbara standen nachts abwechselnd auf, um sie zu versorgen, und nachmittags kam die Tochter des Platzwirts der Schule, die auf einen Ausbildungsplatz als Kinderschwester wartete, sodass Barbara ein paar Stunden schlafen konnte.